



Christfried Böttrich, Beate Ego, Friedmann Eißler

Jesus und Maria

IN JUDENTUM, CHRISTENTUM UND ISLAM

Vandenhoeck & Ruprecht



Judentum, Christentum und Islam

Böttrich / Ego / Eißler, Jesus und Maria in Judentum, Christentum und Islam

Christfried Böttrich, Beate Ego,
Friedmann Eißler

Jesus und Maria

in Judentum, Christentum und Islam

Vandenhoeck & Ruprecht

© 2016, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen
ISBN Print: 9783525633991 — ISBN E-Book: 9783647633992

Die Autoren

Dr. theol. Christfried Böttrich ist Professor für
Neues Testament an der Universität Greifswald.

Dr. theol. Beate Ego ist Professorin für
Altes Testament an der Universität Osnabrück.

Dr. phil. Friedmann Eißler ist Wissenschaftlicher Referent
an der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen
(EZW) in Berlin.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-63399-1

Umschlagabbildung: Marien-Ikone aus der Kirche
Santa Maria Antiqua, Rom

© 2009 Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen / www.v-r.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne
vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich
gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für
Lehr- und Unterrichtszwecke. Printed in Germany.
Druck und Bindung: © Hubert & Co, Göttingen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Reihenvorwort

Juden, Christen und Muslime haben es nicht leicht miteinander. Gemeinsam schöpfen sie aus dem reichen Fundus der großen biblischen Erzählungen. Sie bekennen einen einzigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. In ihrer Geschichte sind sie vielfach aufeinander bezogen und miteinander verflochten. Aber je größer die Nähe, umso schärfer gestalten sich bekanntlich auch die Konflikte. Die lange Geschichte jüdisch-christlich-islamischer Beziehungen war häufig von Abgrenzung und Feindseligkeit, von Pogromen, Kreuzzügen, Völkermorden und Terrorakten begleitet. Natürlich hat es auch an Phasen eines friedlichen Miteinanders nicht gefehlt. Die kulturelle Hochblüte jener erstaunlichen jüdisch-islamischen Symbiose im Spanien des 11./12. Jh. etwa hat sich auf unvergessliche Weise in die Annalen der europäischen Geschichte eingeschrieben. Einzelne Persönlichkeiten vermochten schon immer die Gräben religiöser Differenzen zu überbrücken. Doch die breite Masse der Gläubigen tut sich nach wie vor schwer damit, in den jeweils Anderen auch Bruder und Schwester sehen zu können. Zu schwer wiegen die Erfahrungen jahrhundertelanger Konflikte. Dabei ist die Verständigung in unserer zunehmend enger vernetzten Welt dringlicher als je zuvor.

Als besondere Schwierigkeit im Umgang miteinander machen sich dabei immer wieder sowohl die Asymmetrie der Beziehungen als auch die Strukturverschiedenheit der drei abrahamischen Religionen bemerkbar. Die Bezüge zueinander haben unterschiedliche Proportionen und ein unterschiedliches Gewicht. Die theologischen Kategorien der einen Religion sind nicht einfach

mit denen der anderen kompatibel. Dennoch gibt es über die pragmatische Notwendigkeit hinaus, in unserer modernen, gefährdeten Welt zu einem friedlichen Miteinander zu finden, auch eine breite Basis an theologischer Gemeinsamkeit. Christen und Juden sind in dieser Erkenntnis in den zurückliegenden Jahrzehnten schon weit vorangekommen. Das Gespräch mit dem Islam hingegen steht noch ganz an seinen Anfängen. Vor allem aber fehlt es daran, das Spezialwissen der wenigen, die in einem Dialog engagiert sind, auf der Basis allgemeiner, selbstverständlicher Kenntnisse zu verbreiten.

An dieser Stelle möchte die vorliegende Taschenbuchreihe ihren Beitrag leisten. Die wichtigste Voraussetzung für jede Begegnung besteht darin, einander wahrzunehmen und voneinander Kenntnis zu erlangen. Das erweist sich gerade dort als besonders wichtig, wo die drei abrahamischen Religionen gemeinsame Traditionen aufnehmen. Hier setzt die Taschenbuchreihe an. Sie beschäftigt sich mit den prägenden Gestalten jener biblischen Erzählungen, die bei Juden, Christen und Muslimen gleichermaßen von Bedeutung sind. Dabei kommt der alttestamentlich-jüdischen Überlieferung grundlegende Bedeutung zu. Auf sie beziehen sich die neutestamentlichen Schriften sowie die Werke der im zweiten Jahrhundert beginnenden christlichen Theologie zurück. Der Koran und die daran anschließende islamische Tradition wiederum nehmen jüdische und verschiedene christliche Traditionen auf und gestalten sie neu. Diese Linien sollen hier sichtbar gemacht werden. Dabei geht es sowohl um die Gemeinsamkeiten, die durch den gemeinsamen Stoff bestimmt sind, als auch um die Unterschiede, die vom Kontext der jeweiligen Glaubensgemeinschaft ihre Prägung erhalten.

Mit den großen Gestalten der Überlieferung verbinden sich zugleich wichtige Themenbereiche. Das erste Buch über „Abraham“ ist der grundlegenden Frage nach der Bedeutung des Gottesglaubens gewidmet. Ein zweites Buch über „Jesus und Maria“ geht der Einzigartigkeit dieser besonderen Familie nach, wobei vor allem die Differenzen hervortreten. An der Gestalt des „Mose“ reflektiert das dritte Buch die Rolle des Rechtes und der Ethik. Was es mit dem Phänomen der Prophetie auf sich hat, ist Gegenstand eines vierten Buches über „Elia und andere Pro-

pheten“. Die Schöpfungsthematik kommt schließlich im fünften Buch anhand der Traditionen um „Adam und Eva“ zum Zuge.

Erfahrungsgemäß ist die Angst vor Fremdem dort am größten, wo man es nicht oder nur ungenau kennt. Wenn diese Taschenbuchreihe deshalb grundlegende Kenntnisse vermitteln kann, ist schon ein wichtiger Schritt zur Verständigung getan. Dabei lässt der Blick auf das, was andere glauben und was anderen wichtig ist, die eigene Tradition noch einmal in einem ganz neuen Licht erscheinen. Auch dazu möchten die Bücher dieser Reihe anregen.

Die drei Teile jedes Buches sind mit aller notwendigen Fachkompetenz für jüdische, christliche und islamische Theologie, jedoch von einem gemeinsamen christlichen Standpunkt aus geschrieben. Auch das anvisierte Lesepublikum wird sehr wahrscheinlich ein vorwiegend christlich geprägtes sein. Dennoch hat das Bemühen Vorrang, dem Selbstverständnis von Juden, Christen und Muslimen so weit wie möglich gerecht zu werden. Denn bei aller Suche nach Gemeinsamkeit kann es nicht darum gehen, die Grenzen in einem großen Einerlei zu verwischen. Vielmehr soll die vorurteilsfreie Aufmerksamkeit füreinander auch ein kundiges, konstruktives Gespräch ermöglichen.

Bei den Bibeltexten handelt es sich in der Regel um eigenständige Übersetzungen, die bekannte Formulierungen noch einmal in ein neues Licht rücken.

Für den Beginn dieser Taschenbuchreihe gibt es keine angemessenere Bezugsperson als Abraham. In seinem Namen finden sich gegenwärtig wieder die drei „abrahamischen“ Religionen zum Gespräch zusammen. Die alte Segensverheißung, die Abraham in allen drei Religionen mit der Völkerwelt verbindet, bestärkt auch die Hoffnung auf ein befreites, neues Miteinander.

Inhalt

Jesus und Maria im Judentum	11
1. Einleitung: Jüdische Jesus-Darstellungen und die christliche antijüdische Polemik – eine Problemanzeige	11
2. Die antiken Quellen – ein Überblick	19
3. Antik-jüdische Überlieferungen zu Jesus von Nazareth	21
4. Zusammenfassung und historische Einbindung	47
5. Ausblick	55
6. Literaturhinweise (Auswahl)	56
Jesus und Maria im Christentum	60
1. Einleitung: Eine ganz besondere Familie	60
2. Jesus und Maria in den Schriften des Neuen Testaments	65
3. Jesus und Maria in der christlichen Überlieferung ...	103
4. Ausblick: Bewunderung oder Bekenntnis?	114
5. Literaturhinweise (Auswahl)	118
Jesus und Maria im Islam	120
1. Einleitung	120
2. Jesus und Maria im Koran	125
3. Jesus und Maria in der nachkoranischen Überlieferung	182
4. Schluss	200
5. Literaturhinweise (Auswahl)	202

Beate Ego

Jesus und Maria im Judentum

1. Einleitung: Jüdische Jesus-Darstellungen und die christliche antijüdische Polemik – eine Problemanzeige

„Um diese Zeit lebte Jesus, ein weiser Mensch, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf. Er war nämlich der Vollbringer ganz unglaublicher Taten und der Lehrer aller Menschen, die mit Freuden die Wahrheit aufnahmen. So zog er viele Juden und auch viele Heiden an sich. Er war der Christus. Und obgleich ihn Pilatus auf Betreiben der Vornehmsten unseres Volkes zum Kreuzestod verurteilte, wurden doch seine früheren Anhänger ihm nicht untreu. Denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebend, wie gottgesandte Propheten dies und tausend andere wunderbare Dinge von ihm vorherverkündigt hatten. Und noch bis auf den heutigen Tag besteht das Volk der Christen, die sich nach ihm nennen, fort“ (Josephus, Jüdische Altertümer, 18,3,3; zitiert nach der Übersetzung von H. Clementz, 515 f).

Sind diese Worte aus den „Altertümern“ des Flavius Josephus (ca. 38 – 100 n. Chr.) echt oder eine Fälschung? Viele Gelehrte und Forscher haben sich mit dieser Frage beschäftigt. Vor allem erscheint es erklärungsbedürftig, dass Josephus hier so positiv von einer Gestalt spricht, die in Konfrontation mit der römischen Herrschaft stand. In der Darstellung der jüdischen Geschichte, die Josephus nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels (70 n. Chr.) verfasst hat, äußert er sich nämlich durchweg kritisch und verurteilend über die Reihe der Gestalten, die sich mit einem

messianischen Anspruch gegen die römische Besatzungsmacht gestellt haben. So spricht doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, dass der Abschnitt eine spätere christliche Einfügung oder Überarbeitung darstellt.

Wenn es so bis heute auch keinen abschließenden Konsens in der Frage der Echtheit des sog. „Testimonium Flavianum“ gibt, dem sich alle anschließen können, so wird doch deutlich: An Jesus von Nazareth scheiden sich seit jeher die Geister. Während diese Gestalt in der christlichen Tradition, die ihre grundlegende Glaubensurkunde im Neuen Testament hat, als Messias und Sohn Gottes gilt, der aus dem Hause Davids stammend von einer Jungfrau geboren wurde, zu seinen Lebzeiten in der Vollmacht Gottes große Wunder wirkte und nach seinem gewaltsamen, ungerechten Tod von Gott auferweckt und in die himmlische Welt aufgenommen wurde, haben die antiken und mittelalterlichen jüdischen Überlieferungen einen ganz anderen Duktus: Jesus von Nazareth – so wissen es die frühesten Belege aus der Spätantike – entstammt der nicht gerade rühmlichen Verbindung seiner Mutter Maria mit einem römischen Soldaten; zu Lebzeiten ist er nichts anderes als ein Scharlatan, und – als Gipfel der Provokation – er gehört zudem zu der Gruppe von Frevlern, die gerade keinen Anteil an der kommenden Welt haben. Solche und ähnliche provozierende Äußerungen setzten sich in mittelalterlichen jüdischen Schriften, wie z. B. den sog. „Toledot Jeschu“, fort und fanden weitere Verbreitung.

Bereits diese kurzen Hinweise machen deutlich, dass das Thema „Jesus in der jüdischen Überlieferung“ ein schwieriger Stoff ist. Für Christen wirken viele dieser Aussagen verletzend und provokant; Leserinnen und Leser der Texte laufen Gefahr, aus solchen Verletzungen heraus dem Judentum gegenüber eine abwertende – wenn nicht gar aggressive – Haltung zu entwickeln. Tatsächlich wurden die jüdischen Jesus-Überlieferungen auch häufig instrumentalisiert, indem man sie benutzte, um bewusst „Stimmung“ gegen das Judentum zu machen, um Juden zu diskreditieren und zur Konversion zum christlichen Glauben zu bewegen.

Da die Geschichte der christlichen Polemik gegen das Judentum in jüngster Zeit in der Studie von Martin Jung ausführlich

dargestellt wurde und darüber hinaus auch weitere ältere Arbeiten zu dieser Thematik – wie die Johann Maiers oder Karl-Heinrich Rengstorfs – existieren, können hier einige kurze Hinweise genügen. So ist zunächst einmal auf die polemische Abhandlung „Pugio fidei adversus Mauros et Judaeos“ („Der Dolch des Glaubens gegen Mauren und Juden“) zu verweisen, die von dem spanischen Dominikaner Raimundus Martinus (1220 – 1284) verfasst wurde und die im Jahr 1278 erschien. In diesem Werk werden zahlreiche Auszüge aus der talmudischen Überlieferung sowie auch aus späteren jüdischen Quellen zusammengestellt und somit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Aus dem Alten Testament wird hier bewiesen, dass mit Jesus von Nazareth der Messias bereits erschienen sei. Der von den Juden für die Zukunft erwartete Messias dagegen wird mit dem Antichristen gleichgesetzt. So kann bereits das zeitgenössische Judentum als eine Größe, die unter der Macht des Teufels steht, beschrieben werden. Raimundus betrachtet die Juden als Räuber, Betrüger, Mörder und Lügner und kritisiert auch die Herrschenden, die ihnen Schutz gewähren. Im Zusammenhang einer solchen Diskreditierung der Juden greift Raimundus auch auf die antichristlichen Texte der jüdischen Literatur zurück. Wie vor allem Johann Maier in seiner Studie deutlich gemacht hat, hatte diese Schrift eine enorme Wirkungsgeschichte; ihre Argumente wurden in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten immer wieder aufgenommen.

Ein weiterer Markstein der antijüdischen christlichen Polemik stellt das Werk des christlichen Hebraisten Johann Christoph Wagenseil (1633 – 1705) dar, der Professor für Geschichte, Jura und orientalische Sprachen an der Universität Altdorf bei Nürnberg war. Dieser bekannte Gelehrte der Barockzeit veröffentlichte im Jahre 1681 eine Sammlung jüdischer antichristlicher Polemiken mit dem beredten Titel: „Tela ignea Satanae. Hoc est: arcani et horribiles Judaeorum adversus Christum Deum et Christianam religionem libri“ – zu deutsch: „Flammende Pfeile Satans, d. h.: die geheimen und schrecklichen Bücher der Juden gegen den Gott Christus und die christliche Religion“. In diesem Werk bietet Wagenseil jüdische Texte, die in jüdisch-christlichen Disputationen und in der Auseinandersetzung des Judentums

eine Rolle spielten, im hebräischen Original sowie in lateinischer Übersetzung dar, darunter auch die jüdischen Jesus-Traditionen, wie sie in dem Volksbuch „Toledot Jeschu“ im Umlauf waren. Die vermeintlichen antichristlichen Schmähchriften der Juden, die „flammenden Pfeile Satans“, werden hier zusammengestellt, um die Juden in ihrer Eigenart zu charakterisieren und einen Einblick in ihre Vorstellungs- und Denkwelt zu geben. Im Anschluss an diese Ausführungen beschwört Wagenseil die verantwortlichen Männer zu einer „echten, milden und geduldigen, verständnisvollen, nicht gewaltsamen und durchsichtig auf Erfolg zielenden Judenbekehrung Hand anzulegen“ (Rengstorf, Kirche und Synagoge 2, 90). Wagenseil verfolgt mit seinem Werk also ein missionarisches Interesse. Wie aus dem Gebet am Anfang dieses Werkes hervorgeht, ist ihm eindeutig an einer Verbesserung der jüdischen Lebenssituation gelegen. Trotz dieses – für die damalige Zeit doch eher besonnenen Tons – war die negative judenfeindliche Wirkung dieses Werkes immens, da nun die jüdischen Traditionen, die sich z. T. auch polemisch gegen das Christentum wandten, einem breiten Kreis von Lesern zugänglich wurden. Wenn Wagenseil in einschlägigen Referenzwerken auch als Philosemit charakterisiert werden kann, so basiert eine solche positive Einschätzung auf der Tatsache, dass Wagenseil sich auch in wissenschaftlicher Hinsicht um die jüdischen Quellen bemühte. Ende des 17. Jh. wandte er sich zudem gegen den Vorwurf der Ritualmordbeschuldigung, wonach Juden aus religiösen Gründen Menschen töten sollen. In seinen letzten Lebensjahren entwickelte er zudem die Idee einer friedlichen Koexistenz von Christen und Juden und forderte eine Beseitigung ihrer bürgerlichen Unfreiheit.

Schließlich sei noch auf ein weiteres Werk verwiesen, das sich mit den jüdischen Aussagen zu Jesus von Nazareth bzw. zum Christentum beschäftigt, nämlich auf das Werk des Heidelberger Professors für Orientalische Sprachen Andreas Eisenmenger (1654 – 1704), der bei jüdischen Gelehrten Talmud und Midrasch studiert hatte. Das Werk erschien im Jahre 1700 und trug den ausführlichen Titel: „Johann Andreä Eisenmengers Entdecktes Judenthum oder Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockte Juden die hochheilige Drey-Einigkeit, Gott

Vater, Sohn und Heil. Geist erschrecklicher Weise lästern und verunehren, die Heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die Christliche Religion spöttisch durchziehen, und die gantze Christenheit auff das äusserste verachten und verfluchen : dabei noch viel andere, bißhero unter den Christen entweder gar nicht oder nur zum Theil bekant gewesene Dinge [...]; alles aus ihren eigenen und zwar sehr vielen mit grosser Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Übersetzung in die Teutsche Sprach kräftiglich erwiesen und in zweyen Theilen verfasst, deren jeder seine behörige, allemal von einer gewissen Materie außführlich handelnde Capitel enthält; allen Christen zur treuhertzigem Nachricht verfertiget und mit vollkommenen Registern versehen [...]"

Weil Vertreter der jüdischen Gemeinde Frankfurts aber anti-jüdische Ausschreitungen befürchteten, intervenierten sie bei der kaiserlichen Regierung und konnten schließlich die Konfiszierung und Bannung dieser zwielichtigen Abhandlung erreichen. Allerdings gelang es den Erben Andreas Eisenmengers nach dessen Tod im Jahre 1704, vom preußischen König eine Erlaubnis für eine zweite Auflage zu erlangen. Diese wurde 1711 in Berlin gedruckt, auf dem Titelblatt freilich findet sich die Ortsangabe „Königsberg“. Da diese Stadt außerhalb des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ lag, konnte man damit weiteren Komplikationen entgehen. 1740 wurde auch die erste Auflage freigegeben, und noch im 19. Jh. erschienen Nachdrucke, die eine weite Verbreitung fanden. Eisenmengers „Entdecktes Judentum“ diente schließlich noch im 19. und 20. Jahrhundert als „Arsenal der antisemitischen Propaganda“. „Das in Eisenmengers Werk dargebotene Material wurde immer und immer wieder unkritisch und mit weiteren Entstellung kolportiert, wobei die Grenzen zwischen religiöser Polemik und antisemitischer Hetze weithin völlig verschwimmen“ (Maier, Jesus, 19).

Die Darstellung ist in ihrem Duktus denkbar schlicht: Unter dem Anschein größter Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit diskreditiert Eisenmenger das jüdische Volk, indem er auf über zweitausend Seiten dessen Verstocktheit darlegt. Vor diesem Hintergrund sind dann auch alle Widerfahrnisse und Probleme,

die den Juden in ihrer Geschichte begegnen, zu rechtfertigen. Wie für Wagenseil waren auch für Eisenmenger die Juden „verstockte Christenfeinde“. Eine gewalttätige Judenvertreibung hatte er nicht im Blick, sondern seine Idee war, dass die Juden als rechtlose Minderheit unter den Christen leben sollten; sein Ziel war letztlich aber eine Missionierung der Juden.

Mit der Aufklärung distanzierte sich das Judentum von Überlieferungen dieser Art. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging man nun auch daran, die antichristlichen antik-jüdischen und mittelalterlichen Traditionen sowohl auf jüdischer als auch auf christlicher Seite in historischer Perspektive zu betrachten. Dabei sind hier vor allem die Werke von Samuel Krauss, Travers Herford und Hermann L. Strack zu nennen. 1902 erschien Samuel Krauss' Werk „Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen“, in dem die verschiedenen Versionen der Toledot Jeschu mit ihren Motiven vor allem in traditionsgeschichtlicher Hinsicht ausgeleuchtet werden. Im Jahre 1903 publizierte der englische unitarische Geistliche Travers Herford in seinem Werk „Christianity in Talmud and Midrash“ die jüdischen Jesus-Texte sowie auch andere antik-jüdische Überlieferungen, die sich auf das Christentum beziehen. Schließlich veröffentlichte Hermann L. Strack im Jahre 1910 – um noch einen weiteren wichtigen Titel anzufügen – seine Monographie „Jesus, die Häretiker und die Christen nach den ältesten jüdischen Angaben“, in der er die einschlägigen Textzeugnisse zusammenstellt und kommentiert.

Für eine ausführlichere Darstellung und Würdigung dieser pionierartigen Forschungsleistungen sei auf die Publikationen von Johann Maier und Peter Schäfer verwiesen. Diese Arbeiten gehören zu den jüngeren Publikationen, die sich – wenn auch mit unterschiedlichem Ansatz – mit der hier zu verhandelnden Problematik auseinandersetzen. (Da die hier vorgelegten Ausführungen auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichten müssen, können nicht alle Referenzen auf diese Werke expliziert werden. Deshalb sei hier ganz generell darauf hingewiesen, dass die Monographien Johann Maiers und Peter Schäfers die wichtigste Grundlage für diese Arbeit darstellen.) Johann Maier unterzieht in einer wissenschaftlich höchst akribischen Art und Weise die einschlägigen Texte einer erneuten Überprüfung.

Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass die Nennung eines gewissen „Jeschu“ in der Überlieferung des Talmuds erst in später, frühislamischer Zeit gleichsam nachträglich auf Jesus von Nazareth bezogen wurde. Vor diesem Hintergrund folgert er: „Demnach war das rabbinische Interesse am frühen Christentum weitaus geringer als gemeinhin angenommen wird. Selbst im 4. Jh., als das Christentum im römischen Reich die Macht errang, hat das Judentum Palästinas allem Anschein nach noch immer im Heidentum seinen eigentlichen Gegner gesehen und den Abfall zum Götzendienst als schlimmste Form der Abtrünnigkeit gewertet. Erst im Verlauf der repressiven byzantinischen Religionspolitik im 5., 6. und 7. Jh. (vor der arabischen Eroberung) hat das Christentum, mit der römisch-byzantinischen Weltmacht gleichgesetzt, für das Judentum die apokalyptische Fratze des 4. Danielschen Weltreichs und den Charakter des Götzendienstes angenommen“ (Maier, Jesus, 273 f.).

Das jüngste Werk, das sich mit dem Jesus-Bild des antiken Judentums auseinandersetzt, ist Peter Schäfers Untersuchung, die im Jahre 2007 unter dem Titel „Jesus in the Talmud“ erstmals auf Englisch erschienen ist und noch im selben Jahr unter dem entsprechenden Titel ins Deutsche übersetzt wurde. Peter Schäfer geht von der Annahme aus, dass die talmudischen Jeschu-Zeugnisse direkt auf Jesus von Nazareth zu beziehen sind und lehnt somit eine erst sekundäre Applizierung der Traditionen – wie dies der Tenor in Johann Maiers Ausführungen ist – ab. Die Texte werden jedoch nicht als historische Zeugnisse zu Jesus von Nazareth, sondern als Ausdruck einer antichristlichen Polemik der Spätantike verstanden. Auf die historische Verortung des entsprechenden Materials, die durch Peter Schäfer vorgelegt wird, werden wir zu einem späteren Zeitpunkt noch zu sprechen kommen.

Wenn die verschiedenen Studien auch in ihren wissenschaftlichen Ergebnissen voneinander abweichen, so lässt sich doch im Kontext der Überlegungen zur Brisanz der talmudischen Jesus-Texte mit einer gewissen Erleichterung feststellen: Dank der kritischen Wissenschaft, die sich im Zuge der Aufklärung durchsetzte, gehören Stimmen, die die antichristlichen Passagen der rabbinischen Traditionsliteratur funktionalisieren und gegen

das Judentum wenden, im Diskurs der Gelehrten glücklicherweise der Vergangenheit an. Welch verheerendes Potential die antichristliche jüdische Polemik freilich bis heute haben kann, macht ein Blick in das Internet deutlich, der zeigt, dass solche Argumentationsstrukturen immer noch aufgegriffen und aktualisiert werden können. War es früher ein religiöser Rahmen, in dem man bestrebt war, die Unzulänglichkeit des Judentums aufzuzeigen, so sind es heute plumpe nationalistische Interessen, die immer aus solchen Überlieferungen Kapital schlagen möchten, um Aggressionen gegen das Judentum anzuschüren und aufzuheizen.

Vor diesem Hintergrund betont der folgende Beitrag die Zeitgebundenheit und auch die Begrenztheit der spätantiken antijüdischen Polemik. Es muss darum gehen, die negativen polemischen Äußerungen des antiken und mittelalterlichen Judentums in ihrem zeitgenössischen Kontext zu verstehen. Des Weiteren soll deutlich gemacht werden, dass auch im Judentum seit der Aufklärung ein kritischer Umgang mit der antichristlichen Polemik der Traditionsliteratur einsetzte, bei dem auf die historischen Umstände verwiesen wurde, die zur Entstehung solcher Überlieferungen führten. Außerdem artikulierten jüdische Denker auch eine Wertschätzung der Gestalt des Jesus von Nazareth, die man mit dem Motto „Heimholung ins Judentum“ überschreiben kann. Wenn die Frage nach der Messianität Jesu Christi auch nach wie vor – wie Gershom Scholem in seinem wegweisenden Aufsatz „Zur messianischen Idee im Judentum“ mit allem Nachdruck auf exzellente Art und Weise demonstriert hat – für das jüdische Denken nicht akzeptabel ist, so findet sich im zeitgenössischen Judentum doch generell eine Wertschätzung dieser Figur. Jesus von Nazareth ist der „Bruder“, der die hohen humanitären und ethischen Ansprüche des antiken Judentums zur Zeit der römischen Besatzung auf eindringliche Art und Weise repräsentiert und der seinen unerhörten Anspruch, Messias und Retter der Juden zu sein, wie andere seiner Zeitgenossen auch, mit dem Leben bezahlen musste.

2. Die antiken Quellen – ein Überblick

Die meisten antik-jüdischen Aussagen zu Jesus von Nazareth finden sich in der sog. „*rabbinischen Literatur*“. Der Begriff ist eine Sammelbezeichnung für die Literatur des Judentums, die in den Jahrhunderten nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels im Jahre 70 n. Chr. entstand. In dieser Zeit fand eine neue Ausrichtung in der jüdischen Religion statt, da man gezwungen war, einen religiösen Ersatz für den zerstörten Jerusalemer Tempel und seinen Kult zu finden. An die Stelle des Opferkultes, der Sühne für das Volk erwirkte und so eine geradezu lebensschaffende und -erhaltende Funktion hatte, traten nun das Studium der Tora und die Taten der Nächstenliebe. Das Studium der Opfervorschriften und der Tempelordnungen vermag das eigentliche Opfer zu ersetzen; die Beschäftigung mit der Lehre wird so zu einem wesentlichen Fundament des Judentums. Die rabbinische Literatur ist keine Autorenliteratur, sondern eine Sammel-literatur, in der zahlreiche Einzelüberlieferungen in einem Jahrhunderte langen, im Einzelnen nicht mehr genau nachvollziehbaren Prozess zu größeren Literaturwerken zusammengestellt wurden. Aus diesem Grund sind exakte Datierungen der Texte extrem schwierig; hilfreich sind aber manchmal Angaben zu Tradenten einzelner Aussagen. Dabei unterscheidet man generell zwischen den früheren Lehrern, den sog. Tannaiten, die bis an den Anfang des 3. Jh. gewirkt haben, und den sog. Amoräern, deren Wirksamkeit in die Zeit zwischen dem 3. und 5. Jh. fällt. Die wichtigsten Literaturwerke dieses Überlieferungscorpus' sind die *Mischna*, die *Tosefta*, der *Babylonische* und *Jerusalemer Talmud* und die *Midrasch*-Literatur.

Die *Mischna* (hebr. Lehre; vgl. hebr. *shana* – wiederholen, lernen), die am Anfang des 3. Jh. n. Chr. kodifiziert wurde, ist die erste autoritative Gesetzessammlung des nachbiblischen Judentums. In sechs Hauptabteilungen gegliedert behandelt sie eigentlich alle wichtigen Bereiche des damaligen Lebens, denn sie enthält Bestimmungen für Landwirtschaft und Ackerbau, Vorschriften für den Sabbat und andere jüdische Feiertage, das Heirats- und Scheidungsrecht sowie das Erbrecht, Weisungen zum Abhalten von Gerichtsprozessen, zur Zeugenschaft und zu

den einzelnen Strafen sowie zum Umgang mit Heiden, Bestimmungen über die verschiedenen Opfer und die Schlachtung von nicht zum Opfer bestimmten Tieren, Angaben zum Aufbau und zur Einrichtung des Tempels sowie verschiedene Reinheitsvorschriften für Menschen und Gegenstände. Ähnliche Überlieferungen aus derselben Zeit enthält auch die *Tosefta* (hebr. Hinzufügung, Ergänzung).

Da die einzelnen Ausführungen in der *Mischna*, die zum Teil sehr knapp formuliert sind, im Laufe der Jahrhunderte aktualisiert und weiter ausgelegt wurden, entstand der *Talmud* (hebr. *lamad* – lernen). Diese Auslegungen zur Mischna nennt man auch „Gemara“ (hebr. Abschluss, Vollendung). Nun werden auch viele Beispielgeschichten und andere Erzählungen in das zunächst gesetzlich orientierte Material eingefügt. Aufgrund der Tatsache, dass es in rabbinischer Zeit zwei Zentren jüdischer Gelehrsamkeit gab, nämlich Palästina und Babylonien, wurden zwei verschiedene „Versionen“ dieses Werkes geschaffen: der Palästinische Talmud, der auch als Jerusalemer Talmud bezeichnet werden kann, und der weitaus umfangreichere Babylonische Talmud (ca. 6000 Druckseiten). Der Babylonische Talmud, der um ca. 600 n. Chr. im Wesentlichen abgeschlossen war, erlangte im Laufe der Zeit kanonische Bedeutung.

Bei der Textgruppe der *Midraschim* (Pluralform des Begriffes „Midrasch“, der sich von hebr. „darash – auslegen, fragen“ ableitet) handelt es sich um Sammelwerke, die Einzelauslegungen zu biblischen Versen zusammenstellen; insgesamt überwiegen hier die erzählerischen, freien Interpretationen der biblischen Tradition. Am bedeutendsten ist der *Midrasch Rabba* („großer Midrasch“) mit Auslegungen zu den Büchern des Pentateuchs und zu den fünf Schriftrollen Rut, Ester, Hoheslied, Klagelieder und Prediger. Ihren Sitz im Leben hatten die Midraschim, die lange Zeit nur mündlich tradiert wurden, entweder im Lehrhaus oder im Synagogengottesdienst.

Darüber hinaus existieren in den Überlieferungen der Kirchenväter auch indirekte Zeugnisse zu jüdischen Stimmen, die sich über die Person von Jesus von Nazareth äußern. Hier ist zunächst das Werk Justins (100 – 165 n. Chr.) „Dialog mit dem Juden Tryphon“ zu nennen. In diesem Werk schildert der Sohn

griechischer Eltern, der in Samaria geboren wurde, seine Suche nach der Wahrheit. Sein erster Lehrer war ein Vertreter der philosophischen Denkrichtung der Stoa, dann folgt ein Pythagoräer und – als ein weiterer Vertreter der griechischen Philosophie – ein Vertreter des Platonismus, der den Suchenden durch seine Ausführungen über die ekstatische Gottesschau der Seele begeistert. Bei einem Spaziergang am Meeresstrand begegnet er schließlich einem alten Mann, der die platonische Seelenlehre widerlegt und ihm von den Propheten des Alten Testaments erzählt, die das Kommen Jesu Christi vorausgesehen hätten. Daraufhin bekehrt sich Justin zum Christentum, wobei es ihm aber gelingt, dessen Anschauungen mit denen der Philosophie zu verbinden. In diesem breiten Kontext erfahren wir auch von jüdischen Aussagen über Jesus von Nazareth.

Des Weiteren ist im Kontext der patristischen Literatur auch auf Origenes (184 – 254) zu verweisen. Für unsere Zusammenhänge ist hier vor allem dessen Werk „Contra Celsum“ zu nennen, das eine große Apologie des Christentums gegen die heidnische Kritik darstellt. Hier können wir beide Seiten der Debatte hören. Fortlaufende Zitate aus dem polemischen Werk des Heiden Kelsus werden von Origenes auf feinsinnige Art und Weise entkräftet, und es ist in diesem Zusammenhang auch bedeutsam, dass Kelsus eben nicht nur die heidnischen Einwände gegen das Christentum nennt, sondern auch die der Juden.

Schließlich sei am Rande auch noch der Kirchenvater Euseb (ca. 262 – 339) mit seinem Werk „Eclogae propheticae“ erwähnt, das eine Vorform zum Doppelwerk „Praeparatio evangelica“ und „Demonstratio evangelica“ darstellt und ebenfalls apologetisch ausgerichtet ist.

3. Antik-jüdische Überlieferungen zu Jesus von Nazareth

Die rabbinische Literatur enthält keine zusammenhängende Darstellung zur Person des Jesus von Nazareth, sondern vielmehr einige wenige Passagen, die sich auf diese Figur beziehen. Wenn man sich diese verstreuten antik-jüdischen Überlieferungen zu

Jesus von Nazareth einmal auf einfache und deutliche Art vor Augen halten möchte, so bietet es sich an – wie es bei Peter Schäfer in seinem Buch zu „Jesus im Talmud“ der Fall ist –, die verstreuten Überlieferungen nach verschiedenen Sachgruppen zu ordnen; gleichsam als „roter Faden“ kann dabei die Biographie von Jesus von Nazareth dienen.

3.1. Eine Gestalt zweifelhafter Abstammung

Dezierte Aussagen zur Familie und Geburt Jesu, wie sie in jüdischen Kreisen im Umlauf waren, können wir zunächst weniger der jüdischen Literatur selbst entnehmen, als vielmehr dem indirekten Zeugnis der Kirchenväter.

Hier ist an erster Stelle auf die Schrift „Contra Celsum“ des Origenes zu verweisen. In diesem Werk sind Auszüge aus einer antichristlichen Streitschrift erhalten geblieben, die der gebildete Heide Kelsus um 178 n. Chr. verfasst haben soll. In diesen Stücken bezieht sich Kelsus wiederholt auf Aussagen eines jüdischen Gewährsmanns, der ihm die jüdischen Ansichten zu Jesus von Nazareth schildert. In einer fiktiven Szenerie präsentiert Kelsus hier einen Juden, der mit Jesus selbst ein Gespräch führt und ihm vorwirft, dass er sich fälschlich als Sohn einer Jungfrau ausgegeben habe. In Wirklichkeit, so argumentiert der Jude,

stamme er [Jesus] aus einem jüdischen Dorf von einer armen Landfrau, die ihren Lebensunterhalt als Spinnerin verdiente. Er [der Jude] sagt dann, dass sie zudem von ihrem Manne, der seines Zeichens ein Zimmermann gewesen, verstoßen worden sei, als des Ehebruchs schuldig. Weiter bringt er vor, von ihrem Ehemann verstoßen und unstet und ehrlos im Lande umherirrend, habe sie den Jesus heimlich geboren. Dieser habe aus Armut sich nach Ägypten als Tagelöhner verdungen und dort sich an gewissen Zauberkraften versucht, auf die die Ägypter stolz seien; er sei dann zurückgekehrt und habe sich viel auf diese Kräfte eingeildet und sich ihretwegen öffentlich als Gott erklärt (1,28; zitiert nach der Übersetzung von Koetschau 52, 50 f).

Entsprechende Anschuldigungen gegen Jesus wiederholt Kelsus dann auch noch in einem späteren Kapitel. Nun nennt er sogar Jesu Vater mit Namen:

Doch wir wollen uns nun wieder zu den Worten zurückwenden, die Kelsus den Juden sagen lässt, zu der Behauptung nämlich, die Mutter Jesu sei von dem Zimmermann, mit dem sie verlobt war, verstoßen worden, weil sie des Ehebruchs überführt worden sei und von einem Soldaten Namens Panthera [ein Kind] geboren habe (1,32; zitiert nach der Übersetzung von Koetschau 52, 56).

Es ist in diesem Kontext interessant, dass eine Überlieferung aus der rabbinischen Literatur einige bezeichnende Entsprechungen zu dieser Tradition aufweist. Im Kontext einer Diskussion um die Frage, ob das Schreiben am Sabbat erlaubt oder verboten sei und ob auch Körpertätowierungen als Akt des Schreibens anzusehen seien, findet sich im Babylonischen Talmud im Traktat Sabbat in bSab 104b folgende Diskussion:

Es wird gelehrt: Rabbi Eliezer sprach zu den Weisen: Der Sohn Stadas brachte ja Zauberkünste aus Ägypten durch Ritzungen auf seinem Leibe?! Sie erwiderten ihm: Dieser war ein Narr, und von Narren ist kein Beweis zu erbringen. – ‚Sohn Stadas‘, er war ja der Sohn Panderas!? Rabbi Chisda erwiderte: Der Ehemann [seiner Mutter hieß] Stada, ihr Liebhaber hieß Pandera. – Ihr Ehemann war ja Pappos ben Jehuda!? – Seine Mutter hieß Stada. – Seine Mutter war ja Mirjam, die Frauenhaarflechterin!? – Wie sie es in Pumbedita erklärten: [Saʿath-da] diese war ihrem Manne untreu (zitiert in Anlehnung an die Übersetzung von Goldschmidt 1, 749; mit Anpassungen an die moderne Rechtschreibung und Ausdrucksweise).

Wie viele Überlieferungen im Talmud, ja in der rabbinischen Literatur überhaupt, muss ein solcher Text regelrecht „entschlüsselt“ werden, um seinen Aussagegehalt offen zu legen. Wenn wir uns einmal der hier von dem Übersetzer Lazarus Goldschmidt vorgeschlagenen, durch Zeichensetzung angedeuteten Interpretation des Textes anschließen, so lässt sich folgender Argumentationsgang rekonstruieren: Die Frage, die hier gestellt wird, ist die, welche Gestalt sich hinter dem sonderbaren „Narren“, der magische Tätowierungen an seinem eigenen

Körper anbrachte, verbirgt. Während eine Überlieferung diesen als „Sohn Stadas“ bezeichnet, wissen andere, dass er ein Sohn Panderas war. R. Chisda, ein Gelehrter der dritten Generation der Amoräer, der am Ende des 3. und Anfang des 4. Jh. in Babylonien wirkte, versucht diesen Widerspruch dadurch aufzulösen, indem er weiß, dass „Stada“ der Name des Ehemanns der Mutter war, „Pandera“ dagegen der Name ihres Liebhabers.

Ein weiterer Vorschlag kommt von anonymen Seite. Demnach ist der Name „Ben Stada“ gar nicht auf den Vater dieses vermeintlichen „Narren“ zu beziehen, sondern vielmehr auf dessen Mutter, die „Stada“ hieß und mit einem gewissen Pappos Jehuda verheiratet gewesen sein soll. Ein weiterer und letzter Einwand, der wohl eher im Sinne einer Spezifizierung zu verstehen ist, konzentriert sich nun auf die Mutter des besagten „Narren“: Diese war eine gewisse Mirjam, eine Frauenhaarflechterin; ihr Beinamen war in der Tat „Stada“, da sie – so das hier zugrundeliegende Wortspiel – von ihrem Manne abgewichen war (s. hebr. *saṭah* – abweichen, treulos sein), ihn also betrogen hatte. Diese Überlieferung wird mit der Schule von Pumbedita, die zu den bedeutenden Gelehrtschulen in Babylonien zählt, in Verbindung gebracht.

Dieses sorgsame Nachzeichnen der Überlieferung macht deutlich: Unabhängig davon, welcher Meinung man sich nun anschließen mag – derjenigen von R. Chisda als einem Vertreter der Schule des babylonischen Sura oder der Meinung der Schule von Pumbedita: Deutlich wird auf jeden Fall, dass besagter Narr höchst zweifelhafter Abkunft war. Jede Erklärung seines Namens setzt ja voraus, dass seine Mutter eine Ehebrecherin war. Zudem scheinen sich die verschiedenen Überlieferungen darin einig zu sein, dass der Name des Liebhabers der Mutter tatsächlich „Pandera“ war. Der Einwand gegen den Lösungsvorschlag R. Chisdas bezieht sich ja nur auf den Namen des Ehemanns. Die Tradition von Pumbedita, die ebenfalls vom Ehebruch der Mutter weiß, scheint diesen Namen vorauszusetzen, da sie ja keinen anderen Liebhaber dieser Mirjam namentlich nennt.

Welch schlechtes Image die Mutter des Narren tatsächlich hatte, zeigt sich zudem, wenn wir die Aussage, dass sie eine „Frauenhaarflechterin“ gewesen sei, näher betrachten. Wie be-

reits J. Maier deutlich gemacht hat, ist hier am ehesten an eine Frau zu denken, die ihr Haar lang wachsen ließ. Dass langes, zudem offenes Haar in der Antike aber als Ausdruck eines unziemlichen Auftretens angesehen wurde, ist zahlreichen Belegen zu entnehmen: So unterscheidet ein Beleg im Traktat Gittin des Babylonischen Talmud bGit 90a verschiedene Typen von Ehemännern: Der erste – für den bezeichnenderweise der oben bereits genannte ben Papos als Beispiel angeführt wird – verschließt vor seiner Frau die Tür; er ist also übervorsichtig im Hinblick auf die Personen, mit denen seine Frau Umgang haben darf. Der durchschnittliche Mann duldet den Kontakt seiner Frau mit Brüdern und Verwandten. Ein schlechter Mann aber „sieht ruhig zu, wie seine Frau barhäuptig, an beiden Seiten entblößt auf die Straße geht und spinnt, und mit den Leuten badet.“ Zahlreiche Überlieferungen in der rabbinischen Literatur zeigen, dass es einer Frau anstand, ihr Haar zu verdecken. Rab Scheschet, der im 3. Jh. n. Chr. wirkte, bringt es auf den Punkt, wenn er formulieren kann, dass das entblößte Haar an einer Frau etwas Unzüchtiges ist (bBer 24a).

Wenn die Mutter des „Narren“ eine Ehebrecherin war, so war das Kind selbst auf jeden Fall – unabhängig von der Frage der biologischen Vaterschaft – ein „mamzer“, ein uneheliches Kind.

Obwohl der Text aus dem Talmud den hier genannten „Narren“ nicht explizit mit Jesus identifiziert, so liegt eine solche Ineinssetzung auf Grund des engen Bezugs zur patristischen Überlieferung, die wir am Anfang dieses Kapitels kennen gelernt haben, aber durchaus nahe. Wie bei Kelsus ist der Vater der Figur ein gewisser Pandera, wie bei Kelsus entstammt das Kind einer außerehelichen Verbindung; schließlich erscheint auch in beiden Überlieferungen der Bezug zum magischen Ägypten. Vor diesem Hintergrund erscheint es, so Peter Schäfer, weitaus plausibler, auch die talmudische Überlieferung auf Jesus von Nazareth zu beziehen als – wie z. B. von Johann Maier vorgeschlagen – auf eine andere, anonyme Gestalt.

Wie Peter Schäfer jüngst in seinem Buch „Jesus im Talmud“ deutlich gemacht hat, ist es unschwer zu erkennen, dass die Jesus-Tradition, wie sie sich dem Babylonischen Talmud und den Ausführungen des Apologeten Justin entnehmen lässt, als eine